

„Schlechte News – Frohe Botschaft – Wie wirkt Kirche in die Gesellschaft?“

Festvortrag bei der Landesarbeitsgemeinschaft
der katholischen Erwachsenen- und Familienbildung
Düsseldorf, 2. Dezember 2013

Wenn Journalisten über die Kirche berichten, dann berichten Unglaubliche über Unglaubliche für Unglaubliche. Das Ansehen der katholischen Kirche in Deutschland ist nach jedem Skandal im Keller, also dort, wo das Ansehen von Journalisten schon lange ist. Es bewegt sich meist knapp über dem von Finanzberatern, Politikern und Gebrauchtwagenhändler, je nach Skandalage auch darunter.

Schaut man sich aber diejenigen genauer an, die in Umfragen Journalisten, Priester, Bischöfe und Politiker beurteilen, dann würde man denen auch keinen Gebrauchtwagen abkaufen. Denn das Publikum lügt und schön, was das Zeug hält. Einerseits klagt es über die Schlechtigkeit der Medien, andererseits verbringen die Deutschen immer mehr Stunden täglich mit dem, was Journalisten produzieren. Sie sind permanent online, der Fernseher läuft in vielen Haushalten als Tagesbegleitmedium, auch Zeitungen sind noch nicht vom Frühstückstisch verschwunden. In Umfragen wünscht sich eine Mehrheit seriöse, informative, neutrale Berichterstattung, andererseits haben Boulevardblätter noch immer eine höhere Auflage als FAZ, SZ, Welt und FR zusammen. Deshalb geht ein in Bedrängnis geratener Bischof zur Bild-Zeitung, deshalb bringt auch die sogenannte Qualitätspresse Geschichten, bei denen sich der Oberstudiendirektor i. R. unter Niveau unterhalten kann. Der Essayist Alain de Botton beschreibt in seinem Buch „Religion für Atheisten“ sehr schön, wie weise Religionen sind, weil sie – anders als der Atheismus - wissen, dass der Mensch nicht so edel ist, wie er sein könnte und sein sollte. Die Medien wissen das auch.

Wir sind alle Sünderlein. Niemand im Publikum sollte so tun, als sei er ausschließlich an guten Nachrichten interessiert. Blätter, die ausschließlich gute Nachrichten bringen, verkaufen sich schlecht. Private Gespräche auf der Straße beginnen ja auch meistens mit den Fragen: Wer ist gestorben? Wer ist krank? Wer hat sich scheiden lassen?

An den schlimmen News sind also viele beteiligt. Diejenigen, die Fehler machen und sie vertuschen wollen, diejenigen, die trotzdem oder gerade

deswegen darüber berichten, und diejenigen, die nicht genug von diesen schlimmen News konsumieren können.

„Schlimme Nachricht - frohe Botschaft Wie die katholische Kirche in die Gesellschaft wirkt“, das ist natürlich ein Thema, mit dem man eine ganze Soziologen- und Theologenexistenz bestreiten kann. Ich habe noch eine knappe halbe Stunde und möchte mich auf drei Fragen konzentrieren:

Warum die schlimmen News?

Ist alles wirklich so schlimm?

Was macht froh?

Warum die schlimmen News?

Journalisten interessieren sich für immer für das Flugzeug, das abstürzt, höchst selten für die Millionen Maschinen, die heil landen. Sie interessieren sich ganz besonders für Institutionen und Personen mit hohem Absturzrisiko. Die katholische Kirche passt in dieses Beuteschema.

Die Fallhöhe in ihren Fall bemisst sich aus dem Abstand zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Reden und Tun. Anderen Sparzwänge verordnen, aber für sich selbst prunkvoll bauen, anderen außerehelichen Sex verbieten, aber es selbst mit dem Zölibat nicht so genau nehmen, Jugendlichen im Firmgottesdienst erzählen, der Mensch brauche nicht das allerneueste Handy, aber nach dem Segen in den 5er BMW mit allem technischen Schnickschnack einsteigen – so funktionieren fast alle Aufregergeschichten über die katholische Kirche. Der Philosoph Peter Sloterdijk hat einmal gesagt, Medien machten „Erregungsangebote“. Wasser predigen, Wein trinken, das ist ein Top-Erregungsangebot, ein Erregungsschnäppchen sozusagen. Das Erzählmuster ist billig, die Schadensregulierung teuer. Allen Säkularisierungsthesen zum Trotz: Titeltauglich ist die katholische Kirche immer noch. Jeder kennt sie, jeder hat zu ihr eine Meinung.

Irgendwann dürfte die Feststellung, dass Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen, niemanden mehr überraschen, weil das Publikum von der Kirche ohnehin nichts anderes mehr erwartet. So könnte man vermuten. Aber dem ist nicht so. Wenn den Empfänger eine böse Nachricht immer wieder überrascht, hat er von diesem Absender eine gute erwartet. Das heißt: Die Empörung ist eigentlich ein verkappter

Vertrauensbeweis. Der Wunsch, die katholische Kirche möge ein Vorbild sein, ist immer noch stark. Die Hoffnung, wenigstens diese Institution möge sich an ihre eigenen Maßstäbe halten, ist immer noch groß.

Nach dem Missbrauchsskandaljahr 2010 stand die katholische Kirche in der öffentlichen Wahrnehmung mehr denn je als Doppelmoralanstalt da. Erwachsenenbildung, so wurde vorhin betont, hat mit Wertevermittlung zu tun. Aber es ist nicht so leicht, Werte zu benennen, die für alle verbindlich sind. Wer skandalisiert, macht sich dieses Problem zunutze. Skandalisierung basiert auf einer negativen Solidarisierung. Es ist schwer, positiv zu formulieren, worin moralisches Verhalten besteht. Deutlich leichter dagegen ist es, Doppelmoral zu identifizieren. Wein und Wasser – das glaubt jeder unterscheiden zu können. Eine Das-geht-gar-nicht-Mehrheit bildet sich schnell. Insofern sind Skandale Selbstverständigungsprozesse, in denen eine Gesellschaft die Grenzen des Tolerablen auslotet. Okayheit sagt man heute im Netz dazu. Immer mehr wird okay. Die katholische Kirche allerdings immer weniger.

Die Zahl an Titelgeschichten oder Talkshows sagt noch nichts über die Relevanz aus. Dass die Kirche wahrgenommen wird, heißt keineswegs, dass sie durchweg ernst genommen wird. Das konnten Sie bis vor kurzem mustergültig in Fernseh-Talkshows besichtigen. Oft gab es da nur einen Katholiken in der Runde, und das war meistens ein publizistischer Stellvertreter des Stellvertreters Christi. Der hatte die Aufgabe, mit besonders papstreuen Bekenntnissen um sich zu werfen. Diese prallten an den anderen ab, er selbst blieb peinlich bekleckert sitzen. Ich nenne das immer TV-Dogma der befleckten Empfängnis.

Mittlerweile ist die Auswahl an katholischen Mittalkern vielfältiger geworden, das Katholische steht in Fernsehstuhlkreisen nicht mehr für das krawallige Einzelkämpfertum, jetzt werden eher die innerkirchlichen Konflikte vor großem Publikum ausgetragen. Wie wirkt diese katholische Kirche? Freundlich formuliert: plural. Unfreundlich: permanent mit Selbstbespiegelung beschäftigt: Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der schönste Reformator oder Gegen-Reformator im ganzen Land?

Womit wir beim Thema Nasszelle wären. Die Limburger Badewanne hat eine erstaunliche Themenkarriere hingelegt. Der Marktforscher Stefan Grünewald vom Kölner Rheingold Institut erklärt sie in einem Interview so: Wer sich ein solches Modell aussuche, dem gehe es „offenbar gerade nicht um das Bad in der Menge, sondern um einen narzisstischen

Fluchort. Das ist ein Bild für die Selbstbezüglichkeit der Kirche. Die Gläubigen fragen sich: Interessiert sich die katholische Kirche überhaupt für mich und meine Alltagsorgen?“

In punkto Relevanz der katholischen Kirche zeigt die sanitäre Themenkarriere vor allem eines: Das Schifflein Petri wird als Unterhaltungs- und Belustigungsdampfer wahrgenommen. Ich selbst fühlte mich an Loriots nackte Herren im Bad erinnert, die sich um die Plastikente streiten. Wer das alles nicht traurig und zum Heulen findet, weil er der Kirche hochverbunden ist, macht sich lustig über Bling-Bling-Tendenzen.

Die für die katholische Kirche schlimme Limburg-News lautet: Die Kirche hat sich hier nicht nur unglaublich, sondern auch lächerlich gemacht.

Den Missbrauch- und den Limburgskandal verbindet, dass sie hausgemacht waren. Es gibt immer einen Kampagnenanteil, es gibt immer einen Punkt, an dem Medien ohne jede Recherche auf der Welle surfen, die andere geschlagen haben. Es gibt immer Kirchenhass, der irgendwo hinfließen muss.

Aber sowohl beim Missbrauchsskandal als auch bei Limburg bestand der Grundfehler darin, dass Fakten und Fehler nicht ehrlich auf den Tisch gelegt wurden, dass Rechercheanfragen gar nicht oder bewusst falsch beantwortet wurden. Eine Kommunikationspanne ist das nicht, es ist eher die Perfektionierung eines Systems. Konstitutiv für dieses System ist die Haltung: Ich habe es nicht nötig, der Öffentlichkeit oder einem weltlichen Gericht die Wahrheit zu sagen. Wer für Transzendenz zuständig ist, wähnt sich offenbar über jeden Transparenzwunsch erhaben. Diese Erhabenheit wird in einer klerikalen Parallelwelt akzeptiert, in der Mediengesellschaft wirkt sie hochmütig. Und Hochmut erzeugt eine journalistisch interessante Fallhöhe, nämlich höchste Absturzgefahr.

Dabei hat das Katholische eigentlich eine ganz andere Flughöhe: Diese markiert besonders prägnant das Hochgebet, das wir vorhin in der Messe gehört haben. Darin ist weder von Bischöfen noch von Badewannen die Rede. Wenn ich das Hochgebet als News formulieren sollte, dann lautete diese Nachricht so: „Stell dir vor: Die katholische Kirche ist für die Auferstehung, für die Herrlichkeit, für die Ewigkeit, für das Lob, für die Gnade, für die Kraft, für das Heil und für die Heiligkeit. Und stell dir vor: Keiner merkt es.“

Von der Herrlichkeit dringt nur Selbstherrlichkeit nach draußen, von der Heiligkeit Scheinheiligkeit.

Oder alles doch nicht so schlimm?

Die katholische Kirche bekommt in den überregionalen Medien im Moment vor allem dann gute Schlagzeilen, wenn Franziskus spricht. Wir sind kurz vor Weihnachten und man möchte fast frei nach der Zeile aus „Stille Nacht“ ausrufen: Franz, der Retter ist da. Der Papst wird präsentiert wie der Messias.

Wenn kirchliche Ämter neu vergeben werden, sind die medialen Sortiermuster meistens sehr schlicht. Sobald der Name des Neuen bekannt wird, googeln die Redaktionen erst einmal, was der neue Mann zum Thema Homosexualität gesagt hat. Danach werden die Etiketten „erkonservativ“ oder „liberal“ vergeben. Das war bei Franziskus nicht anders. Fast alle haben am 13. März sein Zitat herausgekratzt, die Homo-Ehe sei des Teufels.

Aber das Etikettieren hörte schnell auf. Kirchliche Medien haben sich hingebungsvoll der Frage gewidmet, ob der Neue nun in einer Kontinuität zu Benedikt XVI. stehe, die säkularen Medien haben den neuen Papst viel früher als politischen und gesellschaftlichen Akteur wahrgenommen. Was Franziskus zum Thema Gerechtigkeit sagt, das gilt als relevant und nicht bloß als innerkirchliches Geplätscher. Dieser Papst wirkt schon allein deswegen in die Gesellschaft, weil er den Blick über den Badewannenrand weitet und sich nicht lange mit Lagerdebatten darüber aufhält, wie viel heißes und wie viel kaltes Wasser, wie viel aus dem rechten und wie viel aus dem linken Hahn nun hineinfließen darf.

Unabhängig davon, was Franziskus sagt, vermittelt er den Eindruck: Hier will einer gehört werden. Hier steigt einer auf den Berg anstatt sich in die Katakomben zurückzuwünschen. Das ist eine Haltung, die Medien immer honorieren. Das Apostolische Schreiben wurde deshalb fast so beklatscht, als verkünde ein Prophet vom Berg einen neuen Bund mit Gott. Etwas tiefer gehängt: Der Papst hat offenbar Freude daran, sich den öffentlichen Blicken und Fragen zu stellen. Öffentlichkeit – das sind auch nur Menschen. Hier hat einer keine Angst vor Menschen, das ist die unausgesprochene Botschaft, die er aussendet und die Außenstehende unmittelbar verstehen.

Die katholische Kirche in Deutschland dagegen tut sich mit dem Berg schwer. Es gibt hier zum einen die Tendenz, sich einen Tunnel zu graben und sich öffentlichen Blicken und Fragen zu verweigern. Hauptsache, die Liturgie ist schön und jedes liturgische Tüchlein liegt am richtigen Platz. Oder Hauptsache, die Gremiensitzungen laufen reibungsfrei. Wie man vom Kölner U-Bahn-Bau weiß, ist ein Tunnelbau ein riskantes Unternehmen, denn über der Erde geht dabei vieles zu Bruch und bis der Tunnel endlich fertig ist, haben die Passanten längst andere Wege zum Ziel gefunden.

Es gibt zum anderen die Tendenz, sich mit den Mühen der Ebene abzufinden. Denn in der Ebene hat die katholische Kirche zwar keine euphorischen Schlagzeilen, aber es gibt ein positives mediales Grundrausche. Vieles, was Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen tun, wird von Regionalzeitungen routiniert bis freundlich begleitet. Auf dieser Ebene ist die Kirche relevant.

Gesellschaftlich wird Wirken dann kaum Fragen gestellt, wenn es nachgefragt ist: Nachgefragt ist die katholische Kirche, wenn sie in Kindergärten und Schulen Irgendwas mit Werten vermittelt. Das katholische Gymnasium ist in gentrifizierten Vierteln mindestens so angesehen wie das Baby-Yoga und der Bio-Bäcker mit seinem hypoallergenen Dinkelbrot. Dinkel und Dünkel liegen ohnehin nah beieinander. Nachgefragt ist durchaus ein katholisches Eliteversprechen.

Die katholische Kirche ist nachgefragt, wenn sie sich mit Suppenküchen, Kleiderkammern und dem Caritas-Zahnmobil um Arme kümmert. Sie ist nachgefragt, wenn sie in Familienbildungsstätten Eltern zum Erziehen erzieht. Sie ist nachgefragt, wenn außer der Telefonseelsorge niemand mehr zuhört. Sie ist nachgefragt, wenn sie in langen Kirchennächten Irgendwas mit Spiritualität im Angebot hat.

In der Ebene, im Normalbetrieb abseits der Skandale, ist die Kirche eine Werte- und Sozialagentur, ein seelischer Pannendienst, eine spirituelle Bedürfnisanstalt. Das ist viel, quantitativ wie qualitativ.

Aber was war da nicht etwas, das uns aus der Ebene erhebt? Stichwort Hochgebet. War da nicht etwas mit Auferstehung, Herrlichkeit, Gnade und Heiligkeit? Eine Umfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach förderte 2012 zutage, dass 46 Prozent der Deutschen sagen, Jesus Christus sei Gottes Sohn, 1986 waren es noch 56 Prozent. Wenn Sie jetzt den

Prozentsatz abziehen, der nicht das geantwortet hat, was er glaubt, sondern das, was sozial erwünscht ist, dann heißt das: Nur noch ein Bruchteil der registrierten Christen glaubt die Kernbotschaft. Naturgötter, Engel, Handschmeichler und mystische Kräutlein aus dem Manufactum Klostersortiment sind beliebt, Auferstehung und Heilige Dreifaltigkeit aber sind Ladenhüter. Von der Jungfrauengeburt ganz zu schweigen.

Das demokratische Individuum hört der Kirche nicht mehr aus Gewohnheit oder Gehorsam zu, sondern weil es situative Interessen hat: Es will Bildung, Erziehung, Therapie, Erbauung, Geld nicht zu vergessen. Die Kirche ist zwar keine Demokratie, aber hat mit diesem demokratischen Souverän dauernd zu tun. Sie spricht zu einem kritischen Religionsverbraucher. Service-Wünsche bestimmen dessen Verhältnis zur Kirche. Mutter Kirche ist bestenfalls eine Nanny, sie soll da sein, wenn der Kunde sie braucht und ihn ansonsten in Ruhe lassen. Das sind sehr diesseitige Erwartungen.

In Deutschland gehören immerhin noch 70 Prozent der Bevölkerung einer der beiden großen Kirchen an. Trotzdem wirkt die katholische Kirche eigentümlich fremd. Etwas Fremdes ist entweder besonders verdächtig oder besonders attraktiv. Die Wahrnehmung von Kirche in der Öffentlichkeit ist von dieser Doppelgesichtigkeit geprägt: Einerseits wird ihr als Geheimniskrämerin des Glaubens alles Verwerfliche zugetraut, andererseits schauen Millionen hin, wenn die Kardinäle ein so exotisches Ritual wie ein Konklave zelebrieren.

Die Kirche wirkt vertraut, wenn sie bildet, erzieht, pflegt, beköstigt, verarztet. Wenn sie nicht handelt, sondern von Herrlichkeit, Ewigkeit, Heiligkeit spricht, erntet sie Kopfschütteln.

Die Kirche in Deutschland hat viele Privilegien, die ihren Worten einen Resonanzraum verschaffen. Sie hat die Chance, Religionsunterricht zu geben. Sie hat garantierte Sendezeiten in den elektronischen Medien, sie wird in Ethikräten und Kommissionen angehört. Trotzdem verlaufen gesellschaftliche und politische Entwicklungen selten so, wie die katholische Kirche es sich gewünscht hat. Nehmen Sie als Beispiel die Debatte um den Abtreibung, Embryonenschutz oder aktuell um den assistierten Suizid. Da kann es der Kirche allenfalls gelingen, Menschen für ethische Fragen zu sensibilisieren, dem Schwächsten – dem ungeborenen Kind etwa - eine Stimme zu geben. Dass sie aber ihre

Position politisch durchsetzt, wird immer unwahrscheinlicher, da mag Franziskus noch sehr gegen die Abtreibung schreiben.

In einer Gesellschaft mit unbeschränkten Haltungen wird die katholische Kirche mit ihren notwendigen Positionen vom Lebens- bis zum Sonntagsschutz zu einer Parallelgesellschaft mit beschränkter Wirkung. Fremd im eigenen Land eben.

Trotz allem froh

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, auf das Gefühl, fremd im eigenen Land zu sein, zu reagieren. Ich kann mich mit Gleichgesinnten zusammentun und mir in der Nische die Bestätigung holen, die ich von außen nicht bekomme. Dieses Verhalten ist stark in digitalen Communities verbreitet. Diese sind oft hermetisch, die Grenzen verlaufen entlang der kirchenpolitischen Lager. Ihre gesellschaftliche Wirkung ist gering, es entstehen geschlossene Gemeinschaften.

Ich kann aber auch öffentlich kundtun, dass ich beleidigt bin, weil die Gesellschaft meine guten Ideen einfach nicht annehmen will. Bischöfliche Verlautbarungen sind bisweilen in diesem Duktus gehalten. Da wird gemahnt und gewarnt, was das Zeug hält, zur Zeit gern vor den immer früher beginnenden Weihnachtsmärkten, vor der hemmungslosen Kommerzialisierung, vor der dem Untergang der christlichen Kultur, wenn Weihnachten bloß noch Xmas heißt.

Damit Sie mich nicht missverstehen: Es ist wichtig, an den Sinn von Festen, Rhythmen und Ritualen öffentlich zu erinnern, aber muss die katholische Kirche in solchen gesellschaftlichen Debatten immer als Verlustvermelder auftreten? Um es der X-mal-Welt angepasst auszudrücken: als Spaßbremse? Hat sie dem winterlichen Ballermann in den deutschen Innenstädten nichts Anderes, Besseres, Originelleres entgegenzusetzen als die gängige Mischung aus Krippen- und Trauerspiel? Katholiken, kauft nicht bei einem Elektrodiskounter, der behauptet, Weihnachten werde unter dem Baum entschieden - ist das alles?

Das Klischee kennt zwar noch den sinnenfrohen Katholiken, aber wer kirchliche Wortmeldungen verfolgt, kommt nicht auf den Gedanken, dass Glauben etwas mit Lebensfreude zu tun hat. Glaube wird reduziert auf eine sehr ernste und anstrengende Sache. Als sei er ein Training für die

Todesstunde oder ein Extremsport namens Rettung des Abendlandes. Ein spiritueller Achttausender.

Vor etwa einem Jahr tagte die Weltbischofssynode in Rom. Eine Synode muss man sich wohl als eine Art Weltjugendtag für fortgeschrittene Semester vorstellen. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen, sagt Jesus. Was passiert, wenn 262 Bischöfe in Rom versammelt sind? Wo ist der Heilige Geist da? Die Herde der Hirten wussten vor allem zu benennen, wo der Geist nicht ist. Aus Interviews und Verlautbarungen habe ich herausgelesen: Glauben ist keine Beliebigkeit, kein Relativismus, kein Synkretismus, kein spirituelles Bastelprogramm, keine Frage von Strukturreformen und, der Kein-Klassiker schlechthin, kein Kniefall vor dem Zeitgeist.

Ich weiß nicht, wie bei dieser Herrschaft des Kein, bei dieser Übermacht des Nein eine frohe Botschaft in der Gesellschaft ankommen soll. Joseph Ratzinger erzählt in seiner „Einführung ins Christentum“ Kierkegaards bekanntes Gleichnis von dem Clown, dem niemand glaubt, als er schreiend durchs Dorf läuft, um vor einer Brand-Katastrophe zu warnen. Er hat damals die Kirche in der Rolle des Clowns gesehen. Mittlerweile sind wir eher in der Situation, dass wir dem Clown jede Apokalypse abnehmen, aber nicht mehr den Witz.

Kürzlich hat der "Spiegel" einen indischen Priester porträtiert, der in einer deutschen Gemeinde im Einsatz ist. Dem Mann war aufgefallen: "Die Deutschen kommen zum Weinen zu einem Geistlichen, aber selten zum Lachen."

Dass das schade ist, hat Franziskus quasi lehramtlich bestätigt: Das Apostolische Schreiben trägt die Freude im Titel, an einer Stelle heißt es: „Folglich dürfte ein Verkünder des Evangeliums nicht ständig ein Gesicht wie bei einer Beerdigung haben.“

Eine Morgenandacht muss nicht so notorisch gut gelaunt sein wie das Sat-1-Morgenmagazin. Frohsinnige evangelikale Bekenntnisse vom Typ „Gott ich danke dir, weil du mir meine Lieblingscornflakes beschert hast“ liegen auch nicht jedem. Und in der katholischen Erwachsenenbildung möchte Sie das Apostolische Schreiben nicht zum Dauergrinsen verpflichten.

Wie kann Kirche in einem tieferen Sinne froh werden und wirken?

Zunächst mal, indem sie sich ihrer Stärke bewusst wird. Die Kirche ist keine Lobbyorganisation einer bestimmten Gruppe. Anders als Parteien, die – wie die Ableitung vom Wortes pars schon besagt - nur einen Teil der Gesellschaft vertreten, können die Kirchen für sich in Anspruch nehmen, für alle dazu sein. Sie richten sich nicht nur an Unternehmer oder Arbeiter, Arme oder Reich, Junge oder Alte, sondern an alle. Sie sind für die Zöllner und die Pharisäer da, für die Asketen und die Säufer, für den heidnischen Hauptmann und den ungläubigen Thomas, die Jungfrau und die Huren. Es gibt keine andere Institution mit einem derart verbindenden Anspruch. Für alle. Für immer. Das scheint eine gewaltige Verheißung auf!

Macht man sich das klar, lassen sich viele Diskussionen entspannter führen. Man muss nämlich nicht mehr fragen: Kommen da überhaupt die Richtigen? Oder bekommen die Falschen das wertvolle Kirchensteuergeld? Die Frage ist viel mehr: Tue ich das Richtige? Zeigt sich in dem, was ich tue, die Gegenwart Christi? Hilft es Menschen? Heilt es gesellschaftliche Wunden?

Zeigt sich die Gegenwart Christi in einem Klangschalentöpferkurs? In einem Medienkompetenzangebot? Oder in einem Augustinus-Wochenend-Seminar? Womöglich gilt in einer Kirche, die ein Lazarett sein soll, der Homöopathen-Grundsatz: Wer heilt, hat recht.

Eine offene Kirche verzichtet auch darauf, ihre Mitarbeiter in gute und schlechte Katholiken einzuteilen. Sie hofft zum Beispiel ganz naiv, dass jemand verheiratet bleibt, weil er mit seinem Partner glücklich ist und nicht, weil er Angst um seinen Arbeitsplatz hat. Wenn die Hoffnung enttäuscht wird, verzichtet der Dienstgeber trotzdem auf Strafe.

„Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“ Dieser Satz ist wie ich kürzlich gelernt habe, nicht von Lenin, aber er ist ganz bestimmt auch nicht von Jesus. Wer, wenn nicht die Kirche, kann es sich leisten, großzügig zu sein?

Eine großzügige Kirche bescheidet sich im Urteil über andere. Das ist der Geist der Unterscheidung, von dem Franziskus in seinem Interview in der Zeitschrift der Jesuiten gesprochen hat. Wer bin ich, dass ich über sie urteile?, fragte der Papst auf dem Rückflug von Brasilien. Ein Satz, der elektrisiert, wir Journalisten urteilen ja auch dauernd.

Menschen in der Kirche sollten keine anderen Menschen aussortieren. Warum werden in einschlägigen Zeitungen Bildungshäuser durchleuchtet, immer auf der Suche nach unzuverlässigen Kantonisten, die vielleicht schon einmal einen Vortrag bei Pro Familia gehalten haben? Es wird ausgemustert, verletzt, wörtlich betäubt. Wer will schon Gnade – ein theologischer Spitzenbegriff aus dem Hochgebet, wenn er sein Recht haben kann? Diese Entwicklung haben wir in der Gesellschaft, aber wir haben sie auch in der Kirche. Katholisch ist kein Luxus-Label, Gott kann ich nicht besitzen wie eine Prada-Tasche.

Wer dabei sein will, soll dabei sein dürfen. Wäre das der Geist der katholischen Grundordnung in Arbeitsverträgen, gäbe es mindestens einen Grund weniger dafür, mit verkniffener Miene Debatten über entlassene Kindergärtnerinnen zu führen.

In dem neuen Buch von Joachim Frank „Wie kurieren wir die Kirche?“ gibt es ein Interview mit Barbara Ackerschott vom Kölner Notel. Das Haus gehört zum Orden der Spiritaner, es bietet Drogensüchtigen ein Bett für die Nacht. Wenn die Junkies mitbeten möchten, dürfen sie das. Ein Tischgebet für alle gibt es nicht. Absichtslosigkeit ist das wichtigste Wort in diesem Konzept. Barbara Ackerschott sagt im Interview: „Es fehlt den Menschen nicht an Kirchlichkeit, es fehlt der Kirche an Menschlichkeit. Weil sie zu wenig Heimat bietet.“

Welche Absicht hat der Sämann in dem berühmten Gleichnis? Er hofft auf eine Ernte, aber er tut nichts für eine Maximierung des Ertrags. Er fragt auch nicht, ob die Richtigen die Früchte pflücken. Wahrscheinlich muss er sich nicht gegenüber einem Controller verantworten, der ihm vorhält, warum ein Teil des Saatguts auf Steine und ein Teil unter die Dornen gefallen ist. Absichtslosigkeit ist eine Nebenwirkung von Gottvertrauen.

Von einer offenen Kirche schreibt Papst Franziskus. Offen nach allen Seiten. Es ist erstaunlich, dass jetzt so getan wird, als habe dieser Papst die Hinwendung zu den Armen erfunden, weil er vom anderen Ende der Welt kommt, wo Menschen nicht nach Spiritualität hungern, sondern nach Brot. Die Seligpreisungen haben offenbar immer noch Newswert. Aber wie offen sind die Gemeinden denn? Mir kommt die katholische Kirche trotz allem Engagement für die Mühseligen und Beladenen wie ein Mittelschichtsclub vor.

Der Soziologe Heinz Bude unterscheidet in seinem Buch „Bildungs-panik“ zwei Sorten von Abgehängten: die Prekären, die sich vom Wohlstandsversprechen ausgeschlossen fühlen, und die Oberschicht, die

sich in eine Parallelwelt aus Privatwegen, Privatschulen, Privatversicherungen eingeschlossen hat. Beide kommen im Gemeindeleben kaum vor.

Vermögende tun Gutes nach Gutsherrnart, sie geben Geld für das, was sie gut finden, nicht für das, was zig Gremien passieren musste. Auf sehr Reiche wirkt die verfasste Kirche oft kompliziert und graumäusig.

Und Arme? Die Sinus-Studie von Anfang des Jahres hat zutage gefördert, dass dem Gemeindealltag die Armen abhandengekommen sind. Und das, obwohl gerade sie Sinn und Hoffnung in ihrem Leben vermissen. Sie werden über die Caritas erreicht, als Objekt der Prekariatsfachdienste sozusagen, aber Akteure bei Pfarrfesten oder in kirchlichen Chören sind sie kaum. „Mehr noch als in anderen Milieus besteht bei den Prekären der Wunsch, Teil einer Gemeinschaft von Gläubigen zu sein – als eine wichtige Quelle der Anerkennung, die in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen häufig verwehrt bleibt“.

Muss man sich schämen, wenn das Kind nicht aufs katholische Gymnasium geht? Wenn man nicht das Geld hat für die fair gehandelten Bananenchips aus dem Eine-Welt-Laden? Manchmal kommt es mir so vor. Warum hat die katholische Kirche 216 Gymnasien, aber nur 13 Hauptschulen? Warum kaum Gesamtschulen? Eine uralte Diskussion, ich weiß, aber keine überflüssige.

In der Sinus-Milieu-Studie steht, das Prekariat lese gern Yellow-Press und gucke im Fernsehen Trash-Formate. Mit Christ&Welt in der ZEIT erreiche ich diese Gruppe nicht, mit vielen konventionellen Bildungsangeboten auch nicht. Vielleicht aber kämen sie, wenn Sie Daniela Katzenberger mit ihrem neuen Buch über die Liebe zu einem Abend in die Familienbildungsstätte einlade. Ist das geschmacklos? Oder ein Zeichen der Wertschätzung? Auf die Diskussion wäre ich gespannt.

Ob jemand Bedürfnisse hat, hängt nicht allein vom Kontostand ab. Eine Kirche der Armen – Nadelöhr hin, Kamel her - sollte nicht zu einer Kirche werden, die Ressentiments gegen Reiche schürt. Was könnten Investmentbanker im Pflegeheim finden? Was der Club der Porsche-Cayenne-Fahrer in der Brennpunkt-Kita? Was finden die Kinder aus der Förderschule im Sterne-Restaurant? Was die unbehausten Miles-and-More-Manager in der Flüchtlingsnotunterkunft? Die Kirche könnte solche Begegnungen stiften. Sie könnte zusammenbringen, was in der Zielgruppengesellschaft auseinanderfällt. Ich glaube manchmal, sie hat es vor lauter Milieustudien vergessen.

Eine persönliche Bemerkung zum Schluss: Ich habe früher Kirchenmusik gemacht. Gefühlte 300 Hochzeiten habe ich mit jenem Ave Maria beschallt, vom dem man bei uns auf dem Dorf glaubte, Bach habe die Musik und ein gewisser Gounoud den Text geschrieben. Ich habe viele Diskussionen mit Pfarrern geführt, die das zu süßlich, zu retro, zu wenig liturgisch ambitioniert fanden. Ob Ehen besser halten, wenn man sie mit Werken von Oliver Messiaen beginnt, hat noch niemand erforscht. Aber das brutale Nein kam mir immer hartherzig vor.

Die Wahrheit ist symphonisch, heißt es bei Hans Urs von Balthasar. Rheinisch-katholischer formuliert: Wer fünf gerade sein lassen kann, ist noch kein Gegner der Heiligen Dreifaltigkeit.

Mittlerweile müssen Organisten und Priester diese Diskussionen bei Hochzeiten nicht mehr führen, weil immer weniger Paare vor den Traualtar treten. Wenn überhaupt das Ja-Wort vor Gott gesprochen wird, dann wünscht sich das Paar kein Ave Maria, sondern von Silbermond „Du bist das Beste, was mir je passiert ist“. Wie will eine Kirche in die Gesellschaft wirken, wenn sie nicht einmal mehr in eine Hochzeitsgesellschaft wirkt?

Geistliche, Laien, Hauptamtliche, Ehrenamtliche, Journalisten - haben viel Zeit vertan mit Grabenkämpfen. Im Moment wirkt die katholische Kirche polarisierend. Sie könnte aber absichtslos, heilsam, gnädig, großzügig, verbindend wirken. Sie könnte also ganz anders sein als eine absichtsvolle, ungnädige und distinktionsbewusste Gesellschaft. Die katholische Kirche, also wir, müssen es wollen. Wir sind so frei. Ich überlasse es Ihnen, ob Sie Freiheit für eine schlimme News oder für eine frohe Botschaft halten.